

3.Kapitel Leben in einem deutschen Dorf

Damals war ich sechzehn Jahre alt und lebte in dem besagten Ort in Germany, als diese Geschichte begann.

Ich war gerade auf dem Weg zu Rosemarie, einer Klassenfreundin von mir. Die Schule war aus, und wir wollten gemeinsam einige Aufgaben durchgehen. In Geografie war sie nicht besonders gut. Ich dagegen interessierte mich für die ganze Welt. Schon immer wollte ich wissen, was hinter dem nächsten Berg lag, was sich jenseits des fernen Horizonts verbarg. Mit großer Begierde studierte ich Landkarten und verschlang Bücher über ferne Länder. In Gedanken war ich unzählige Male um den Globus gereist. Die große, weite Welt zog mich magisch in ihren Bann.

Was hinter dem Horizont lag, wurde für mich zu einer immer drängenderen Frage – ja, zu einem echten Bedürfnis.

Doch an diesem Nachmittag freute ich mich zunächst darauf, Rosemarie meine Kenntnisse weiterzugeben. Sie war so ziemlich die Einzige, mit der ich mich über solche Dinge ausführlich unterhalten konnte.

Meine Eltern betrieben im Dorf eine Schmiede. Nebenbei war mein Vater auch Stellmacher – jemand, der Räder für Frachtwagen und landwirtschaftliche Fuhrwerke herstellte. Er sagte oft, ich sei für mein Alter schon kräftig genug und könne gut mit anpacken. Später, so meinte er, würde ich sein Gewerbe übernehmen.

Pah! Das wollte ich nun wirklich nicht. Schmied werden oder an Rädern herumbasteln – alles, nur das nicht. Ich wollte die Welt sehen und hatte fest vor, eines Tages von zu Hause fortzugehen.

Bislang konnte ich das meinem Vater jedoch nicht offen sagen. Er war ein gutmütiger, lieber Mensch, und ich wollte ihn nicht enttäuschen. Doch irgendwann würde ich ihm erklären müssen, dass ich andere Pläne hatte.

Mein Papa Lorenz – zu ihm hatte ich ein besonders gutes Verhältnis. In vielen Dingen waren wir uns einig. Er war ein stattlicher Mann, gut ein Meter achtzig groß, stämmig, mit mittellangen schwarzen Haaren, braunen Augen und einem Schnauzbart, dessen lange Enden er stets liebevoll zwirbelte. Als kleines Kind spielte ich gern damit, wenn ich auf seinem Schoß saß. Vater tat dann immer so, als wolle er mir in die Finger beißen, was mich jedes Mal zum Lachen brachte. Ja, wir waren eine glückliche Familie.

Doch die wirtschaftlichen Verhältnisse wurden zunehmend schwieriger. Bereits mit dem Bau der Eisenbahn von Kassel nach Hann. Münden im Jahr 1856 hatte sich vieles verändert. Der Frachtverkehr auf der Straße ging spürbar zurück, was sich zwangsläufig nachteilig auf das Dorf auswirkte. Die knapp achthundert Einwohner waren fortan fast ausschließlich auf Landwirtschaft und die Nutzung der Wälder angewiesen. Als Holzhauer und Holzrücker verdienten sie ihr karges Brot – bis die Eisenbahn den Güterverkehr weitgehend an sich zog.

Als Schmied hatte mein Vater noch einigermaßen Arbeit. Pferde gab es schließlich weiterhin genug, und die ganze Region lebte nun immer stärker von Land- und Holzwirtschaft.

Meine Mutter Emilie arbeitete zusätzlich als Näherin. So kamen wir insgesamt noch ganz gut über die Runden – im Gegensatz zu den beiden anderen Schmieden im Dorf. Sie hatten kaum noch Aufträge, und einer von ihnen dachte bereits darüber nach, alles aufzugeben und in Kassel Arbeit zu suchen. Kassel ist die nächstgrößere Stadt, müssen Sie wissen.

Ach ja – eine Schwester hatte ich auch noch.

Gertrud war vierzehn Jahre alt, und einige Jungen aus dem Dorf waren schon jetzt hinter ihr her. Mit ihren langen blonden Zöpfen, den blauen Augen, ein paar Sommersprossen und ihren etwa ein Meter fünfzig Körpergröße verdrehte sie manchem den Kopf. Doch sie wies jede Annäherung schnippisch zurück. Sie träumte von einem reichen Mann, der sie heiraten und in die feine Gesellschaft einführen würde.

Ich lachte jedes Mal über ihre kindischen Träumereien. Doch sie war felsenfest davon überzeugt, einem solchen Mann eines Tages zu begegnen. Dabei gab es im Dorf genug Bauern mit viel Land und eigenem Wald. Einen von deren Söhnen hätte sie doch heiraten können. Aber nein – sie wollte in die großen Städte, schicke Kleider tragen und in Kutschen fahren.

»Na ja, jeder wie er mag«, sagte ich jedes Mal, wenn das Thema wieder zur Sprache kam. Und dann war da noch meine Großmutter. Oma Lotte, die Mutter meiner Mama, lebte in der Wohnung über uns. Mein Vater hatte die Schmiede übernommen, nachdem Opa gestorben war – das lag damals sechs Jahre zurück. Früher lebten alle Generationen unter einem Dach. Deshalb war die Küche auch der größte Raum im Haus, der Mittelpunkt des täglichen Lebens. Das kleine Wohnzimmer wurde höchstens zu besonderen Anlässen genutzt.

Zu meiner Oma hatte ich ein sehr inniges Verhältnis. Sie war lebensfroh und nannte mich immer ihren Berni. Von ihr bekam ich auch öfter heimlich etwas zugesteckt. Wollte ich Süßigkeiten, drückte sie mir schon mal fünf Pfennig in die Hand, wovon ich mir Bonbons kaufte.

Über die Eltern meines Vaters weiß ich hingegen wenig. Ich hatte nur mitbekommen, dass sie kein besonders gutes Verhältnis zueinander hatten. Und der Vater meines Papas soll ein strenger Militarist und überzeugter Anhänger der Monarchie gewesen sein.

So viel dazu.

Als ich bei Rosemarie ankam, schaute sie bereits lachend aus dem Fenster und verschwand kurz, um mir die Tür zu öffnen.

»Hallo! Freut mich, dass du mich nicht vergessen hast«, strahlte sie mich an. Dann musterte sie mich von oben bis unten und begann zu kichern. »Wie siehst du denn aus?«

Nun ja, ich musste zugeben, dass ich nicht meine besten Sachen trug. Die zu kurzen Hosenbeine, das blau gestreifte Hemd und die halbhohen schwarzen Schuhe machten keinen besonders feinen Eindruck. Dazu kamen die alten Hosenträger meines Vaters, die meiner Leinenhose Halt gaben. Alles in allem sah das wohl recht komisch aus.

Oben in ihrem Zimmer zuckte sie mit den Schultern. »Entschuldige das Chaos«, sagte sie und stopfte hastig ein paar Kleidungsstücke vom Sessel in den Schrank, während sie einige Bücher auf dem Tisch ordnete.

Ich ließ mich in den Sessel fallen und grinste sie an. »Glaubst du, bei mir im Zimmer sieht's anders aus?«

Rosemarie lachte – dieses helle Lachen, das ich so mochte. Ihre blauen Augen leuchteten, und ihre blonden Zöpfe flogen ihr um den Kopf, als sie ihn schüttelte. Sie war ein hübsches Mädchen. Zwar erst fünfzehn, doch wir kannten uns seit unserer Kindheit. Wir hatten bei unseren Eltern im Haus und im Garten getobt, Verstecken in den Scheunen der Nachbarn gespielt und liebten es besonders zur Erntezeit, das Heu zu bansen – es oben in der Scheune festzutreten, damit möglichst viel hineinpasste. Danach klopften wir uns kichernd den Staub und die winzigen Blüten von den nackten Oberkörpern, die im Hochsommer überall kleben blieben.

Ja, irgendwie waren wir schon immer ein Herz und eine Seele. Und ich hatte oft das Gefühl, dass Rosemarie mehr für mich empfand als bloße Freundschaft. Darüber hatten wir nie ernsthaft gesprochen. Doch ich gestehe: Jedes Mal, wenn wir zusammen waren, bekam ich Herzklopfen.

Sie war mit ihrem fröhlichen, unbekümmerten Wesen überall beliebt, und ihre neckische Art gefiel mir. Sie war einfach ein Typ, mit dem man Pferde stehlen konnte.

Ich erzählte ihr wieder einmal von meinen Gedanken und Träumen, worüber wir uns schon oft unterhalten hatten. Rosemarie verstand auch ohne viele Worte, was ich meinte und wollte. Ja, sie war ebenfalls ein Mädchen, das das Abenteuer liebte und von fernen Ländern träumte. Genau wie ich interessierte sie sich für Geografie und Geschichte, wobei sie in Erdkunde noch nicht so bewandert war. Daher half ich ihr öfter in diesem Fach – meinem Lieblingsfach übrigens.

In allen anderen Fächern war ich – zugegebenermaßen – nicht besonders gut, was meine Eltern immer wieder zur Schimpfe veranlasste, wenn Zeugnisse ins Haus kamen. Fächer wie Mathematik, Gesellschafts- und Staatskunde oder Deutsch interessierten mich eben nicht sonderlich.

Zudem konnte ich ihr bei Geografie immer beiläufig meine geheimsten Wünsche und Träume mitteilen. Was ich bei niemand anderem konnte – nicht einmal bei meinen Eltern. Doch ich spürte auch, dass Rosemarie etwas traurig wurde, wenn ich ihr erzählte, dass ich eines Tages von hier fortgehen wollte. Sie zog sich dann in sich zurück, und ihre Fröhlichkeit wich einer leisen Melancholie, die ich damals nicht zu deuten vermochte.

Für sie war Auswandern gar kein Thema. Ihr Vater war Staatsdiener, ihre Mutter Angestellte in der Verwaltung – sie gehörten also bereits zu den Privilegierten. Für sie ergaben sich keinerlei Gründe, den Ort zu verlassen.

Nachdem ich Rosemarie bei meiner Geografiestunde geholfen hatte, musste ich noch schnell bei Tante Gertrud vorbeischauen. Ich sollte für meine Mutter ein paar Kleider zum Umnähen mitbringen. Tante Gertrud wohnte im Gartenweg am östlichen Ende des Ortes.

Ich wollte langsam nach Hause. Schon jetzt plagte mich der Hunger, und ich freute mich auf das Mittagessen. Unterwegs begegnete ich zu allem Überfluss Herrn Schneider, der mit seinem kleinen Wägelchen Wasser holte. Aus einer Schwengelpumpe, die noch vielen Einwohnern als Wasserversorgung diente, pumpte er das wichtige Nass in eine große Kanne. Nicht jeder hatte zu Hause schon eine eigene Wasserversorgung.

Zum Glück sah mich Herr Schneider nicht, als ich mich auf der anderen Straßenseite an ihm vorbeidrückte. Er war einer der dorfbekannten Plaudertaschen und hätte mich bestimmt aufgehalten.

Meine Eltern saßen bereits in der Küche am großen Tisch. Vater blickte nur kurz von seinem Teller auf und brummte: »Bist aber spät dran heute!«

Mutter sprang auf, um mir den Teller mit Krautrouladen vollzupacken. Heißhungrig stürzte ich mich auf das Essen. »Wo ist denn mein Schwesternlein?«, fragte ich zwischen zwei Bissen. »Na, wo soll sie schon sein?« Vater machte eine abwertende Handbewegung. »Hat ihr Essen runtergeschlungen und ist dann rüber zu Gerlachs.«

Grinsend schüttelte ich den Kopf. Jaja, bei Gerlachs. Die Heidrun – ihre beste Freundin – hatte die gleichen Flausen im Kopf wie meine Schwester. Den ganzen Tag tratschten sie nur über ein Thema: Verreisen, große Städte, reiche Männer, schicke Kleider. Die Gerlachs wohnten in der Straße »Im Boden«. Der Alte arbeitete in Kassel bei der Firma Salzmann in Bettenhausen. Immer mehr Leute aus dem Ort suchten dort Arbeit. Die Weberei stellte Tuche für die Industrie her und bezahlte gute Löhne. Überhaupt zog die Industrie immer mehr Menschen in die Stadt. Besserer Verdienst und Lebensstandard

waren Grund genug, den Heimatort zu verlassen. Die Firma stellte den Arbeitern sogar große Wohnungen zur Verfügung, und draußen vor der Stadt hatte sie eine Siedlung errichtet, in der Arbeiterfamilien preiswert unterkamen.

Ja, bei den Gerlachs war meine Schwester gut aufgehoben. Seit der Alte mehr verdiente als viele andere im Ort, wurden sie immer eingebildeter und hochnäsiger. Da konnte Schwesterlein gemeinsam mit deren Tochter von Glamour und Reichtum in Berlin oder anderswo träumen. »Das wird wohl erst ein Gejammer geben, wenn die Gerlachs demnächst nach Salzmannshausen ziehen. Dann hat Schwesterlein keinen mehr, mit dem sie ihre hochtrabenden Fantasien austauschen kann!«, dachte ich damals.

Die Familie mochte ich ohnehin nie besonders. Mit dem Sohn hatte ich mich schon öfter in der Wolle. Sein dämliches Geschwätz über die Leute im Dorf und seine abfälligen Bemerkungen über Papa und andere hart arbeitende Dorfbewohner reizten mich dermaßen, dass ich ihm bei Gelegenheit die Meinung geigte.

Er hätte besser daran getan, stillzuhalten. Doch nein – er musste weiter stänkern. Am nächsten Tag erschien er mit einem blauen Auge in der Schule, und alle Mitschüler kicherten hinter vorgehaltener Hand. Gute oder schlechte Nachrichten verbreiteten sich in so einem kleinen Ort schnell, und die 29 Schüler wussten sofort Bescheid.

»Du musst mir bald mal helfen!«, riss mich Vater aus meinen Gedanken und schob den Teller von sich. »Es kommen drei Pferde zum Beschlagen. Deichmanns Gäule sind wieder mal reif!«

»Ahhhjaaa?« Ich freute mich wie ein Schneekönig. Vater grinste dünn. Er wusste genau, dass ich dann wieder reiten durfte. Ich liebte Pferde. Die einzige Gelegenheit, auf einem Gaul zu sitzen, war, wenn sie zum Beschlagen zu uns kamen.

Die Besitzer stimmten jedes Mal lachend zu, wenn die Pferde von Papa begutachtet wurden und ich sie auf dem großen Gelände hinter der Schmiede reiten durfte. Ab und an – wenn die Männer Zeit hatten und sich ein Bier gönnten – durfte ich sogar ein Stück des Weges hinunter Richtung Spiekershausen reiten. Ohne Sattel war das nicht gerade komfortabel. Die schweren Kaltblüter hatten ein so breites Kreuz, dass meine Beine sie kaum umschließen konnten. Doch diese Pferde waren gutmütig, nervenstark und durch nichts aus der Ruhe zu bringen. Besonders »Hektor« hatte es mir angetan. Mit seinem braunen Fell und dem weißen Behang mochte ich ihn am liebsten.

Also machte ich mich fertig, um Papa in einer halben Stunde zu helfen. Mutter war beim Abräumen und wollte anschließend alles für die große Wäsche vorbereiten, die jeden Samstag stattfand, als meine liebe Schwester ins Haus stürmte.

Aufgelöst und außer Atem grüßte sie mich nur mit einer knappen Handbewegung.

»Mama, stell dir vor! Heidrun hat ein neues Kleid bekommen. Ihr Papa hat es ihr aus Kassel mitgebracht. Ohhh, so etwas Schickes hast du noch nie gesehen! Mit Rüschen und Spitzen überall. Es ist blau mit roten Bändern. Es ist sooo süüüß!«

Dabei sprang sie aufgeregt wie ein kleines Kind vor Mama herum.

Ich kicherte spöttisch und äffte sie nach. »Oooch Gott, so süüüß!«

Mein Schwesterlein quittierte das mit einer geringschätzigen Handbewegung und streckte mir die Zunge heraus. Mutter warf mir einen Blick zu, der bedeutete: ich solle verschwinden! Sie nahm ihre Tochter nachsichtig lächelnd in die Arme. Rosemarie war sowieso ihr Nesthäkchen. Wann immer es möglich war, erfüllte Mama ihr jeden Wunsch.

Meine Mutter war eine liebe und fürsorgliche Frau, mit langem schwarzen Haar und braunen Augen. Oh ja – sie konnte auch sehr resolut sein. Wenn etwas sie zu sehr ärgerte und sie wütend wurde, blitzten ihre Augen, und sie stampfte mit dem Fuß auf den Boden.

Das war ihre Methode, ihrer Meinung Nachdruck zu verleihen. Vater und ich verdrückten uns bei solchen Anlässen lieber schnell nach draußen.

Grinsend wandte ich mich ab und begab mich auf den Hof. »Frauen! Nichts anderes im Kopf als Mode, Kindererziehung und die Kleidung anderer Leute«, dachte ich bei mir.

Draußen vor der Schmiede bereitete mein Vater bereits alles für den Hufbeschlag vor. Ich half ihm und legte das Werkzeug zurecht. Hinten in der Schmiede loderte das Feuer in der großen Esse.

Dann ging ich hinüber zum Stall und holte das Putzzeug für die Pferde – eine kostenlose Arbeit für die Besitzer, die ich aber gerne erledigte, als Dankeschön dafür, dass ich die Tiere reiten durfte.

Ein Huhn, das sich hierher verirrt hatte, scheuchte ich wieder in seinen Pferch. Dann wartete ich ungeduldig und blickte immer wieder durch die kleine Zufahrt auf die Straße.

Endlich hörte ich Hufgetrappel auf dem Pflaster. »Ich höre sie kommen!«, rief ich zu Papa hinüber.

Deichmanns Heinz kam auch schon durch die Einfahrt, die drei Gäule an Stricken führend.

Nachdem ich die Pferde angebunden hatte, machte sich Vater daran, ihnen die alten Hufeisen abzunehmen. Ich half ihm, indem ich die Beine des Gauls hielt.

Die beiden Männer unterhielten sich währenddessen, und Heinz meinte etwas mürrisch: »Hast du schon mitbekommen? Der Metzger hat die Preise wieder erhöht. Das Pfund Schweinefleisch kostet jetzt dreiundsechzig Pfennig. Wenn ich schlachte, muss ich nachziehen. Sonst kann ich meine Säue gleich verschenken!«

Vater knurrte etwas Unverständliches, ehe Heinz fortfuhr: »Übrigens ... die Mackenrots drüben wollen weg von hier. Die packen schon!«

Papa ließ die Zange fallen und richtete sich auf. »Weg? Wohin?«, fragte er und sah Heinz mit zusammengezogenen Augenbrauen an.

Heinz machte eine mürrische Handbewegung. »Na ja, eben weg von hier. Sie wollen auswandern. Der Alte findet keine Arbeit mehr, und der Sohn ist siebzehn ... der soll bald eingezogen werden. Vier Jahre, aber der will ums Verrecken nicht. Genau wie dein Herr Sohn hier!« Er deutete grinsend auf mich.

Vater zog die Mundwinkel nach unten und brummte: »Hmmm ... wo wollen die denn hin? Verstehe ich nicht ganz. Auswandern! Glauben die, es wäre woanders besser?«

Jetzt grinste Heinz über das ganze Gesicht. »Mensch, Lorenz! Liest du keine Zeitung? Die wollen rüber nach Amerika. Dort soll es Land und Arbeit im Überfluss geben!«

Dann zog er eine zusammengeknüllte Zeitung aus der Gesäßtasche und las vor:

»Die USA benötigen viele Arbeitskräfte. Die Wirtschaft des Landes boomt. Vor allem die Industrie an der Ostküste sucht händeringend nach Leuten, die in den Fabriken arbeiten. Die Verdienstmöglichkeiten sind um ein Vielfaches besser als in Europa. Dazu kommen groß angelegte Verkehrsprojekte, zum Beispiel der transkontinentale Eisenbahnbau, bei dem hunderttausende Zuzügler Arbeit finden. Die USA werben gezielt in Europa um Arbeitskräfte. Gesetzliche Regelungen zur Kontrolle der Immigration bestehen nur in sehr bescheidenem Maße. Auf dem Weg, den gesamten Kontinent bis zur Pazifikküste zu erschließen, muss das Land flächendeckend besiedelt werden. Gerade Farmer sind aus diesem Grund sehr willkommen.«

Heinz schlug mit dem Handrücken auf die Zeitung. »Da steht's. Schwarz auf weiß. Die brauchen Leute. Und viel verdienen kannst du da auch. Ist ja auch ein ziemlich großes

Land, dieses Amerika. Tja, dahin wollen die Mackenrots!«

Mein Vater kratzte sich nachdenklich am Kopf, und ich wurde bei diesen Worten hellhörig. Amerika? Insgeheim war es immer mein Traum, in diesem Land zu leben. Ich las Bücher über dieses Land. Riesengroß sollte es sein. Mit Cowboys und Indianern. Mit gigantischen Grasflächen – Prärien, wie sie es dort nannten. Kein Mensch wurde bevormundet oder wegen Abstammung und Religion benachteiligt. Es gab keinen Kaiser oder König. Die Menschen waren frei und konnten tun und lassen, was sie wollten.

Vater sah zuerst zu mir, dann wieder zu Heinz. »Na ja ... aber wie wollen die dahin kommen? Da liegt doch ein großes Meer dazwischen! Außerdem sprechen die doch alle Englisch dort, oder nicht?«

Heinz wigte den Kopf hin und her. »Na ja. In den letzten Jahren sind viele aus Deutschland ausgewandert. Auch aus anderen Ländern. Sie hatten die Schnauze voll von den Zuständen hier. Und ja! Dort drüben wird Englisch gesprochen, wie in England auch. Aber viele Deutsche haben sich schon zusammengefunden und bilden drüben kleine Gemeinden. Über das Meer kommst du doch mit Schiffen, du Depp! Oder glaubst du, die fliegen alle wie die Vöglein?«

Dabei lachte Heinz laut und ahmte mit den Armen den Flügelschlag von Vögeln nach, während Papa etwas bedröppelt dastand.

Auch ich musste verhalten grinsen. Jetzt war die Gelegenheit, dieses Thema weiter zu vertiefen. Auf mich alleine würde Vater nicht hören und barsch abwinken, würde ich das Thema Auswandern auch nur andeutungsweise erwähnen. Doch jetzt, da Heinz erzählte, dass die Mackenrots es wirklich vorhatten, wegzugehen, sah die Sache deutlich besser aus.

Ich malte mir in Gedanken schon aus, wie wir es anpacken müssten. Es würde ja auch Geld kosten. Und da lag schon der Hase im Pfeffer. Ein Haken, der größer nicht sein konnte. Verdammt noch mal – immer dieses Geld. Entweder hatte man Geld und wollte nicht weg, oder man hatte kein Geld und wollte doch weg.